
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 44. 1893.

Mein und Dein.

Novelle von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Kläre war durch die Ausreden ihres Mannes leicht beruhigt. Schon begann sie Pläne zu machen hinsichtlich des Haupttreffers. Ihr eigenes, wohlerworbenes Loos konnte ja auch herauskommen. Wenn aber das andere, das gefundene, herauskam — ei, das wäre zum Verrücktwerden! Besser, es würde gar nicht gezogen!

Nun betrachteten sie gemeinschaftlich das fremde Loos, es sah sehr sauber aus, ohne viele Falten und ohne jede Spur von häufigem Berühren. Derjenige, dem es gehört hatte, behauptete Kläre, habe sich wenig darum gekümmert, kaum nachgesehen, ob es gezogen worden sei. Ohne Zweifel war es ein reicher Mann, der keinen besonderen Werth darauf legte. Vielleicht hatte er es gar nicht vermißt. Nun war sie schon ganz versöhnt mit dem Funde.

„Vielleicht haben wir gerade mit diesem Loose Glück. Warum denn auch nicht?"

Und die Brühkartoffeln mundeten ihnen jetzt doppelt, weil sie von thörichten Hoffnungen gewürzt waren. Fritz ging dann wieder nach der Druckerei, und Kläre blieb allein zu Hause.

Nachdem sie ihre Küche in Ordnung gebracht, plättete sie Gardinen; denn auch die Wohnung hielt sie außerordentlich nett und sauber. Da pochte es, da es bereits nach sechs Uhr war, an der Thür; man brachte das Abendblatt. Die gezogenen Nummern der Klassenlotterie befanden sich sonst immer erst im Morgenblatt; heute standen sie schon in der Abendausgabe. Die junge Frau durchforschte die Ziehungsliste, obgleich sie die Nummern der Loose nicht genau im Kopfe hatte. Jedoch die eine Nummer — 3571 — kam ihr so bekannt vor. Ihr war, als hätte sie dieselbe heute Mittag ganz bestimmt auf einem der Loose gesehen. Obgleich es nur eine ganz unbestimmte Hoffnung war, wirbelte doch ihr Hirn, und sie dachte gar nicht daran, daß das heiße Plätteisen indessen ein Loch in die Gardine brannte.

Anfangs hatte sie den Gedanken, gleich zu Fritz in die Druckerei zu laufen; dann aber erwog sie, daß es ja bald Sieben sei und es vernünftiger wäre, seine Rückkehr abzuwarten. Sie ließ das Feuer ausgehen, den Bolzen kalt werden, und wartete in fieberhafter Ungeduld auf ihren Gatten.

Gerade heute kam er sehr spät, erst nach halb Acht.

Ganz gleichmüthig trat er ein; denn er erwartete die Ziehungsliste ja erst morgen.

„3571" — schrie sie ihm entgegen — „ist es so?"

Mit Blitzesschnelle verstand er sie; denn seit Jahren hatten sie ja Beide denselben Gedanken — den Treffer in der Lotterie. „3571?" wiederholte er, „das ist ja die Nummer des Looses, welches ich gefunden habe!"

„Es ist heraus," schrie sie, „es ist gezogen! Da sieh her, rechne nur gleich aus, wieviel es machen wird."

„3571" — wiederholte er. Er zog das Loos heraus, verglich es mit der Ziehungsliste. Die Sache war richtig — das fremde — das gefundene Loos war gezogen.

Er war auf den Küchenstuhl gesunken. Wortlos stand sie vor ihm. Beide waren ganz fassungslos. Ihre Freude gehörte ja einem Anderen. Das Geld war nicht das ihre. Was thun?



Herzog Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha. (S. 348)

In die beklemmende Stille rief Kläre plötzlich: „Ach was — wir behalten es!"

„Aber wir sind doch bisher ehrliche Leute gewesen —" meinte Fritz zögernd.

„Ach was!" sagte Kläre, „warum sollten wir nicht?"

„Nein — nein, ich gehe gleich nach der Polizei," erklärte Fritz entschlossen.

„Willst Du nicht vorher essen?" wandte sie zaghaft ein. „Die übrigen Kartoffeln vom Mittag mit Setzei und saurer Gurke."

„Nein — nein," wehrte er ab; „lieber gleich, bevor mir's leid thut;" und fort war er. Hut und Ueberzieher hatte er noch gar nicht abgelegt gehabt.

In heißen Thränen blieb die junge Frau zurück.

Der Zufall war auch zu grausam gewesen. Warum konnte es nicht *ihr* Loos sein?

Das Glück so greifbar nahe sehen und doch nicht fassen können! Es war zu bitter. Fritz war auch ein Narr — man hätte doch erst überlegen müssen.

Eine Stunde verging — da kam Fritz wieder; er sah ganz verändert aus. Seine zufriedene, behäbige Miene zeigte eine dumpfe Entschlossenheit; dennoch blickten seine hellgrauen Augen scheu und unsicher.

„Weißt Du, Kläre," sagte er mit heiserer Stimme, „ich habe mir's unterwegs anders überlegt. Bei der Polizei bin ich allerdings gewesen; aber ich habe *unser* Loos gezeigt — das Loos, welches nicht gezogen ist, das werthlose, nichtsnutzige Stück Papier. Nöthigenfalls konnte ich ja nachher noch immer sagen, ich hätte mich geirrt. Ich sagte, ich hätte es vor zwei Monaten gefunden — das ist auch wahr — und gar nicht weiter daran gedacht, bis mich die Ziehung daran erinnert habe. Und so gelang es mir, in Erfahrung zu bringen, daß sich Niemand wegen eines verlorenen Looses gemeldet hat." Er schrie jetzt wie besessen und schüttelte die junge Frau am Arme, daß sie unter anderen Umständen gewiß aufgeschrieen hätte.

„Hörst Du? Es hat sich Niemand wegen des Looses gemeldet! Wenn wir den Gewinn abgeben, fällt er dem Armenfonds zu, oder dergleichen. Ich denke also —" er brach ab.

„Wir behalten's," ergänzte Kläre, „und freuen uns darüber; Demjenigen, der es verloren hat, liegt sicher nichts daran. Wahrscheinlich hat er sich

einmal die Nummer gemerkt. Freuen wir uns also!"

Aber sie sah gar nicht nach Freude aus. Er kraute sich hinter den Ohren.

„Bisher aber sind wir doch ehrliche Leute gewesen," sagte er wieder für sich.

„Nun, so trage das richtige Loos zur Polizei und sage, Du hättest Dich vorhin vergriffen," murrte sie.

„Nein — nein — das kann ich jetzt auch nicht mehr," gab er zu.

So stritten sie den ganzen Abend hin und her.

Aber wenige Tage später hatte er den Gewinn — viertausend Mark — erhoben.

„Zu allererst," sagte er, „will ich Möhring meine Schulden bezahlen; das wird den Himmel versöhnen, wenn wir wirklich ein Unrecht begangen haben."

Am folgenden Sonntage ging er, um Möhring in seinem neuen Lokale aufzusuchen.

Der ehemalige Maschinenmeister hatte draußen in der Köpenicker Straße einen Raum gemiethet, wo er das eben fertig gestellte Modell seiner Setzmaschine und den dazu gehörigen Gasmotor aufgestellt hatte. Er verhandelte mit einem englischen Konsortium wegen Verkauf des bereits erlangten Patentes. In dem ziemlich düsteren Lokale mit den kahlen Kalkwänden stand die Maschine, welche an Wochentagen von einem einzigen Hilfsarbeiter bedient wurde. Eine Gasflamme erhellte auch tagsüber den düsteren Raum, in welchem der Gasmotor eine merkliche Hitze verbreitete. Eine schmutzige Glaswand in einer Ecke des Lokales bildete eine Art Komptoir, wo Möhring sich aufzuhalten, zu schreiben, zu rechnen, zu arbeiten pflegte.

Elbe trat in seinem Sonntagsstaate ein.

„Rathen Sie einmal, Herr Möhring, warum ich heute komme!"

„Ach was," versetzte der Angeredete, „Sie wissen, ich habe den Kopf voll Sorgen und bin zum Rathen wenig aufgelegt."

„Ich komme, um meine Schuld an Sie zu berichtigen."

„Machen Sie keine dummen Witze," versetzte Möhring, „ich kann mir ja ungefähr denken, wie lange ich darauf werde warten müssen."

„Nein — nein, es ist mein Ernst," versetzte Elbe, seine Brieftasche hervorziehend und die Hundertmarkscheine daraus entnehmend.

Möhring sah ihm zweifelnd zu. Dann fuhr er plötzlich auf ihn los. „Woher haben Sie das Geld?"

Dem Faktor hätte diese unmotivirte Aufregung auffallen müssen; er konnte antworten: „Was geht Sie das an?" Aber er war selbst so befangen, sein Gewissen viel zu wenig frei, als daß ihm irgend etwas ein- oder aufgefallen wäre.

Wie ein ertappter Sünder stammelte er: „Das Loos ist gezogen worden — das Loos, welches ich damals in der Kneipe fand; besinnen Sie sich darauf? Ich frug Sie noch, ob es das Ihre sei."

Möhring fiel auf den Stuhl, der vor dem verstaubten Pulte stand. „Mit welchem Betrage?" fragte er mit schwacher Stimme.

Wieder dachte Elbe nicht daran, zu antworten: „Was geht Sie das an?" Er nannte den Betrag — viertausend Mark.

„Es wäre für den ersten Anfang genug gewesen," murmelte Möhring dumpf stöhnend. Elbe stand mit groß aufgerissenen Augen dabei.

„Na, was haben Sie denn? Freilich, Ihrem [Ka]pitalisten müssen Sie das Geld zurückgeben, [und] haben Sie ihm einen so großen Gewinn[an]theil zugesichert, daß Ihnen nichts bleibt?" [Und] als Möhring nicht antwortete, fuhr er [theiln]ehmend fort: „Na, ich hätt's Ihnen ja [auch ge]gönnt, wenn es Ihr Loos gewesen wäre, aber es ist nun einmal doch nicht Ihres gewesen. Ich bin auch gleich auf die Polizei und habe mich erkundigt — auf den Busch geschlagen eigentlich nur — ich hatte das sehr pfiffig angestellt, und erfuhr, daß sich der Verlustträger des Looses nicht gemeldet hat. So dachte ich mir: na, du kannst's behalten!"

Auf einmal erhob sich Möhring und sagte ruhig und gefaßt: „Sie haben ganz Recht; meiner Meinung nach dürfen Sie das Geld ruhig behalten." Er steckte die Hundertmarkscheine ein, welche Fritz auf das Pult gelegt hatte, suchte den Schuldschein heraus und gab ihn dem Faktor zurück. Dieser suchte die sonderbar gedrückte Stimmung zwischen ihnen durch theilnehmende Fragen über den Verkauf der patentirten Maschine zu verscheuchen. Möhring aber blieb kalt und zugeknöpft, und so entfernte sich Elbe, betreten über das seltsame Benehmen des ehemaligen Kollegen.

Möhring war allein zurückgeblieben. Nachdenklich starrte er jetzt auf seine Maschine. Das trübe Licht der kleinen Gasflamme mischte sich mit dem matten Tageslichte, welches durch die Fenster des Hoflokales hereinfiel, wodurch eine eigenthümlich fahle Beleuchtung entstand.

Die Maschine stand heute, am Sonntag, still. Die Hebel und Eisenstangen in derselben ragten wie Fangarme in die Luft. Die Räder standen, als warteten sie auf irgend ein Opfer. Wie eine Höllenmaschine, wie ein böser Dämon erschien Möhring in dieser Stunde die einst so heiß geliebte Maschine. Sie hatte ihn in's Verderben gelockt. Hätte er noch ein wenig Geduld gehabt, sein Loos wäre gezogen worden, und der Betrag hätte für die ersten Vorarbeiten zu seinem Modell hingereicht.

Wie heiß hatte Möhring von dieser Maschine geträumt, wie sehnlichst gewünscht, sie lebendig zu sehen! Nun lebte, nun arbeitete sie, aber zu seinem Verderben. Er hatte sein Gewissen belastet, er hatte ein schweres Vergehen vor dem Gesetze auf sich geladen; und daran war die Maschine schuld.

Warum hatte er nicht warten können?

Er hatte seitdem keine ganz ruhige Stunde mehr; nicht bei Tage, nicht bei Nacht. Der Betrag war zu groß, den er unterschlagen hatte. Wenn man der verlorenen Brieftasche nachforschte — wenn es irgend Jemand auffiel, daß er so plötzlich zu Geld gekommen, oder daß der geheimnißvolle Kapitalist urplötzlich wieder vom Erdboden verschwunden war! Wenn es zu einer Entdeckung kam, die seinen ehrlichen Namen unsühnbar befleckte, was konnte ihm dann noch die Maschine helfen? Verführt hatte sie ihn, aber sie konnte ihn nicht retten! Wenn ihn nur einmal Jemand frug: „Woher hast Du das Geld?" so war er verloren. Er konnte ja nicht beweisen, daß er es auf ehrliche Weise erhalten habe.

Je weiter die Sache gedieh, je vortheilhafter er das Patent verkaufte, und je besser sich die Maschine bewährte, um so mehr wuchs die Gefahr für ihn. Er wurde der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit; es erwuchsen ihm Feinde und Neider.

Heute wollte der Vertreter des englischen Konsortiums bei ihm erscheinen, um den Vertrag abzuschließen und die ausbedungene Summe zu bezahlen. Konnte der Engländer nicht selbst auf den Gedanken kommen, ihn zu fragen, woher er, der arme Maschinenmeister, das Geld zur Herstellung der Maschine bekommen habe?

Und wozu die ganze Qual? Sie war ganz umsonst, ganz vergebens. Hätte er gewartet, so wäre er heute im Besitze einer Summe gewesen, welche ihn, wenn auch mit Schwierigkeiten, aber doch auf ehrlichem Wege an das erwünschte Ziel führen konnte. Dann war sein Gewissen frei, seine Seele ruhig.

Allerdings konnte er ja noch jeden Augenblick zur Polizei gehen und den Fund anmelden. Augenblicklich aber konnte er das Geld gar nicht erlegen, und auch wenn der abgeschlossene Verkauf ihn dazu in die Lage setzte, so drohte ihm vielleicht Strafe, Gefängniß, unauslöschliche Schande.

Nein, nur das nicht! Dann lieber die Gewissensqual ertragen.

Langsam umschritt er die Maschine. Wie vortrefflich war das Modell gelungen, wie hatte es seine kühnsten Erwartungen übertroffen! Wie glücklich wäre der Erfinder gewesen ohne jene furchtbare fremde Brieftasche!

Ob Mr. Thompson aber auch wirklich kommen würde? Das war der Vertreter des englischen Konsortiums, welches das Patent ankaufen wollte. Man hatte vor einer Woche die Maschine von fachmännischer Seite prüfen lassen, und Möhring hatte dann stolz sein Ultimatum gestellt. Bis heute Morgen sollte man sich entscheiden. Zugleich hatte er auch den Antrag bekommen, als Theilhaber in die Maschinenfabrik mit einzutreten, und er war auch bereits entschlossen, darauf einzugehen, wenn der Verkauf des Patentes wirklich zu Stande kam, und er über ein entsprechendes Kapital verfügte.

Es klopfte. Ob es Mr. Thompson war? — Nein — es wird der Briefträger sein, der einen Absagebrief bringt!

Mit schlecht verhehlter Aufregung öffnete er die Thür und sah in das steife, rothbäckige Gesicht des Engländers.

„Ich komme, Mr. Möhring," sagte Jener eintretend, „wegen des Vertrages."

Ha! War's doch eine Ablehnung oder eine Abänderung?

Möhring führte den Besuch in das kleine, unansehnliche Komptoir. Ohne weiter viele Worte zu machen, zog Mr. Thompson hier eine Rolle aus der Tasche, welche in gleichlautenden Exemplaren den Vertrag enthielt. Die Unterzeichnung des Generalbevollmächtigten war bereits erfolgt; Möhring hatte nur noch seine Unterschrift zu geben. Nachdem diese erfolgt war, händigte ihm der Engländer einen Check ein auf die „Deutsche Bank", wo die Verkaufsumme zu erheben war; sie repräsentirte ein für Möhring großes, auch für jeden Bemittelten nicht unbeträchtliches Kapital.

Der Engländer empfahl sich dann ebenso steif wieder und ging.

Wie betäubt stand Möhring vor seiner Maschine, gleichsam Aug' in Auge mit ihr. Sie hatte ihn mit einem Schlage zum wohlhabenden Manne gemacht. Auf einmal erschien sie ihm nicht mehr als böser Dämon. Alle Zweifel, alle Gewissensbisse verschwanden wie Nebel vor der Sonne. Der Erfolg hatte für ihn entschieden, ganz allein für ihn. Er hatte richtig und vernünftig gehandelt. Es kostete ihn nur einen Federstrich, und er war Theilnehmer einer großen Firma. Er wußte, daß es ihm nicht fehlen konnte, sich in dieser Stellung auszuzeichnen, weiter zu streben; zu neuen Erfolgen, zu neuen Ehren zu gelangen. Er war ein gemachter Mann.

Welch' ein Glück, daß er sich durch thörichte Bedenken nicht hatte abhalten lassen, das gefundene Geld zu behalten und es im eigenen Interesse zu verwerthen. Jener, der es verloren, hätte es vielleicht in derselben Zeit verschleudert. Für ihn, Möhring, war es eine Kleinigkeit, die Summe jetzt zurück zu erstatten, und es würde sich wohl eine Form finden, dieses mit Umgehung der Behörde zu bewerkstelligen.

Seine Brust hob sich stolz. Es erschien ihm jetzt als eine That des Muthes, der Mannhaftigkeit, daß er damals die Brieftasche behalten hatte. Er beglückwünschte sich dazu.

Vierundzwanzig Stunden später hatte er

einen zweiten Kontrakt unterzeichnet, der ihn zum Theilhaber einer Maschinenfabrik machte, welche zu den angesehensten Etablissements dieser Art gehörte. Und jetzt, als er von dem Rechtsanwalte, wo er den Vertrag abgeschlossen hatte, kam, kannte sein Hochgefühl keine Grenzen. Stolz erhobenen Hauptes schritt er durch die Straßen, direkt nach jener Weinstube, an deren Schwelle sich damals sein Geschick entschieden hatte.

Bisher hatte er es ängstlich vermieden, an dem Lokale auch nur vorbei zu gehen. Heute betrat er es gleichmüthig und bestellte sich eine Flasche des theuersten Rheinweines.

Ob ihn Jemand mißtrauisch ansehen würde? Thorheit! Wer sollte sich seiner noch erinnern, wer ihn wiedererkennen? Heute kam er in eleganten Kleidern, in einem Winterüberzieher, der von einer ersten Schneiderfirma stammte, einen nagelneuen Cylinderhut auf dem Kopfe. Es war schwer, in ihm den ehemaligen Maschinenmeister zu erkennen.

Er hatte eine Portion Kaviar bestellt und verzehrte nun das theuere Gericht mit den winzigen, sorgfältig gerösteten Semmelscheibchen, welche man ihm dazu servirte. Es war noch nicht so lange her, da hatte er seinen Hunger mit dicken Brodschnitten gestillt, welche mit Schweineschmalz bestrichen waren — welch' ein Flug zur Höhe! Nicht viel über drei Monate war es her, seit er fast verzweifelnd dort in jener Ecke saß, nichts besser als ein Arbeiter, und über seine zertrümmerten Hoffnungen brütend.

Als er die Flasche Wein geleert hatte, war sein Entschluß gefaßt. Er wollte direkt zu Bohnemann gehen und um Ottilie werben. Sie war noch frei, obgleich man seiner Zeit in der Druckerei einiges davon gemunkelt hatte, daß sie ein Verhältniß habe. Seither aber war es davon still geworden, und äußerlich stand jetzt seiner Werbung sicherlich nichts mehr im Wege. Er durfte jetzt nicht nur die Augen zu ihr erheben, er war für sie eine gute, ja eine glänzende Parthie.

5.

Möhring hatte noch am selben Tage zwei elegant möblirte Zimmer gemiethet, welche er sofort beziehen wollte; er war dieses seiner jetzigen Stellung schuldig. Bisher hatte er noch immer bei Frau Breyer gewohnt; allerdings nicht in dem kleinen Stübchen, in welchem er damals den großen Kampf mit seinem Gewissen durchgekämpft.

Frau Breyer selbst hatte eine größere Wohnung bezogen. Ihre kühnen Träume waren verwirklicht. Sie hatte noch zwei neue Nähmaschinen angeschafft und beschäftigte einige Arbeiterinnen, so daß ihr kleines Geschäft sich besser rentirte. Möhring hatte ihr dazu die entsprechende Summe vorgestreckt, ja aufgedrungen. Nachdem er das gefundene Geld einmal angegriffen, drängte es ihn, möglichst viel Gutes damit zu schaffen. Und von dieser dunklen Empfindung getrieben, hatte er dem Elbe'schen Ehepaare, ebenso wie Frau Breyer, durch verhältnißmäßig kleine Darlehen geholfen.

Frau Breyer und ihre Tochter waren ihm unbegrenzt dankbar und nahmen von ihm keine Miethe für die Stube, nur damit von ihrer Schuld nach und nach etwas abgetragen würde.

Möhring verspottete sich selbst, daß er mit dem fremden Gelde billige Wohlthaten erwies; aber dennoch that es ihm wohl, zu sehen, daß Frau Breyer und ihre Tochter sich jetzt nicht mehr so schwer zu plagen und zu mühen brauchten. Trotz alledem betrat er heute schweren Herzens die Breyer'sche Wohnung; denn er mußte ja kündigen, und er wußte, daß dieses den beiden Frauen einen großen Schmerz bereiten würde.

Frida deckte eben den einfachen Tisch, als er in ihre Wohnstube trat. Die ganze kleine Familie kam ihm freudig entgegen; alle diese einfache Herzen waren ihm grenzenlos ergeben. Als er ihnen schonend mittheilte, daß eine große Wendung in seinem Leben es nothwendig mache, eine größere und besser gelegene Wohnung zu beziehen, verwandelte sich die Freude allerdings zum großen Theile in Betrübniß; aber die Glückwünsche und Dankesworte von Mutter und Tochter drängten das große Bedauern wieder in den Hintergrund. Er wehrte fast heftig die Dankesworte ab; sie brannten ihm auf der Seele. Er wollte nichts davon hören.

Frida bat nun zögernd, ob er nicht vielleicht einen Löffel Suppe mit ihnen genießen wollte, es war ja gerade Essenszeit.

Die Mutter wehrte dem jungen Mädchen ab; Herr Möhring werde wohl jetzt mit so einfacher Kost nicht zufrieden sein, er könne ja nach einem vornehmen Restaurant „Unter den Linden" oder in der Leipziger Straße gehen.

„Sie wissen ja, Frau Breyer, wie einfach ich bisher gelebt habe," sagte er abwehrend, „ich nehme dankbar Fräulein Frida's Anerbieten an."

Er sprach die Wahrheit. Die ganzen Monate hindurch hatte er, trotz schwerer Arbeit, immer nur wie ein besserer Arbeiter gelebt. Er hatte sich persönlich nichts gegönnt, sondern das fremde Geld ausschließlich für seine Maschine und die damit verbundenen Nebenzwecke verwendet. Jetzt natürlich durfte es anders werden. Was er nun in Händen hielt, war nicht mehr das gefundene Geld allein, es war sein Verdienst, der Ertrag seiner Arbeit. So saß er nun an dem einfach gedeckten Tische zwischen Frau Breyer und Frida, rings die Nähermädchen und die zwei jüngeren Knaben.

Da man nicht im Traume an den Gast gedacht hatte, gab es nur die allereinfachste Hausmannskost: Suppe, Fleisch und Gemüse; aber Möhring aß mit vortrefflichem Appetit, obgleich der Gegensatz zwischen diesem Tische und dem eleganten Weinrestaurant ein großer war. Ihm war, als hätte er niemals besser gegessen. Ein ihm unbekanntes Behagen überkam ihn zwischen diesen einfachen, herzlichen Menschen. Vielleicht kam es davon, daß der heutige Erfolg die schmerzliche Gewissensqual, unter welcher er bisher gelebt, verscheucht hatte; oder machte es die Freude Frida's, ihn als ihren Tischgast zu sehen? Ja, sie freute sich ganz naiv, während die Mutter immer von Neuem darüber jammerte, daß es nichts weiter gäbe, als Kohl. Sie gab sich erst zufrieden, als Möhring heiter wurde, wie lange nicht vorher.

„Ja, ja," sagte Frau Breyer, „Ihre Maschine muß Ihnen große Sorge gemacht haben, Sie waren ganz verändert in letzter Zeit, gar nicht mehr zu erkennen. Wir waren immer recht besorgt um Sie; nun aber ist ja Alles gut!"

Frida sah ihn aus ihren braunen Augen schweigend an. Sie schien nicht ganz überzeugt zu sein, daß schon Alles gut sei. Die Mutter begann dann wieder zu seufzen, woher man einen neuen Miether nehmen solle. Die zwei alleinstehenden Frauen konnten nicht Jedermann aufnehmen; es mußte ein ganz verläßlicher, ehrbarer Mensch sein. Möhring versprach, unter dem großen Personal, dessen Chef er seit heute Vormittag geworden war, einen passenden Miether für Frau Breyer wählen zu wollen.

Das Thema hatte die bevorstehende Trennung wieder nahe gerückt, und als Möhring sich schließlich verabschiedete, gab es Thränen von Seiten der Mutter und der Tochter. Fast wollte er selbst wehmüthig gestimmt werden. Das Glück, das ihm über Nacht geworden, erschien ihm auf einmal nicht mehr so blendend.

Direkt von Frau Breyer begab sich Möhring nach dem Komptoir Bohnemann's.

Er und sein früherer Chef waren nicht im besten Einvernehmen geschieden.

Nachdem Möhring den entscheidenden Entschluß gefaßt, war er zu Bohnemann gegangen, um seine Stelle zu kündigen. Der Drucker fragte verwundert, was ihm einfalle? Denn er dachte gar nicht daran, daß Möhring im Begriffe sein könne, die viel besprochene Maschine wirklich zu bauen.

„Ich habe durch ein Zeitungsinserat," versetzte Möhring, „einen Kapitalisten gefunden, welcher geneigt ist, meine Erfindung auszuführen. Meine ganze Thätigkeit wird dabei in Anspruch genommen, und ich bin daher nicht mehr im Stande, Herr Bohnemann, den Dienst bei Ihnen zu versehen."

Der Drucker hatte ihm in's Gesicht gelacht. „Hat er denn auch wirklich Geld, Ihr Kapitalist? Meist fallen Leute mit Geld nicht gleich auf ein Zeitungsinserat hinein. Es muß ein sonderbarer Patron sein, Ihr Kapitalist! Den möchte ich sehen!"

Möhring hatte eine gereizte Antwort gegeben, und es kam zu einem nicht eben freundschaftlichen Abschiede zwischen dem Chef und dem Maschinenmeister.

„Nichts für ungut," hatte Bohnemann schließlich gesagt, „wenn Ihre Maschine am Ende nicht geht, oder Ihr Kapitalist bald zu Ende ist mit seinen Groschen, so kommen Sie nur wieder her, Möhring, geniren Sie sich gar nicht! Einen Erfinder kann ich freilich nicht brauchen, aber einen tüchtigen Maschinenmeister, wie Sie es sind, immer. Also kommen Sie nur wieder, wenn Sie sich die Hörner abgelaufen haben, ich denke, gar zu lange wird es nicht dauern."

Und heute kam Möhring wieder!

Man konnte durch den Hausflur, ebenso wie durch den Maschinensaal nach dem Komptoir gelangen. Möhring ging hocherhobenen Hauptes durch den Maschinensaal. Freundlich grüßte er nach allen Seiten. Das ganze Personal war starr vor Staunen. Man vergaß, ihm zu danken. Da kam ja der ehemalige Maschinenmeister wieder! Er sah in seinem eleganten Anzuge vornehmer aus, als der Chef selbst. Man flüsterte hinter ihm her; Niemand hatte bisher die Erfindung recht ernst genommen. Möhring, ohnehin nicht besonders beliebt, wurde zumeist für einen Phantasten und Projektenmacher gehalten.

Jetzt trat er in gelassener Haltung bei Bohnemann ein. Dieser war nicht weniger überrascht über den unerwarteten Besuch.

„Na, da sind Sie ja wieder, Herr Möhring," sagte er verlegen, „Sie wollen doch nicht wirklich — wieder Maschinenmeister — nein, darnach sehen Sie doch gar nicht aus."

„Nein, Herr Bohnemann," versetzte Möhring mit überlegenem Lächeln, „um die Stelle bei Ihnen hätte ich wohl nicht mehr gebeten, auch wenn es für mich nöthig gewesen wäre, mein Brod auf diese Weise zu verdienen; ich komme in einer anderen, ganz persönlichen Angelegenheit. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mich einen Augenblick anzuhören?"

„Nun, nun, warum denn nicht?" versetzte der Drucker, der gar nicht wußte, wie er sich verhalten sollte; und er bot — in unwillkürlichem Respekt vor dem schönen Winterüberzieher und dem glänzenden Cylinder — dem Gaste einen Sitz an.

Ruhig und gelassen setzte ihm Möhring nun auseinander, wie er das Patent seiner Maschine verkauft hatte und mit dem so erworbenen Gelde Theilhaber einer angesehenen Firma geworden war. Um jeden spöttischen Einwand abzuschneiden, legte er Bohnemann zu gleicher Zeit die beiden Verträge vor.

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha.

(Mit Porträt auf Seite 345.)

Da die Ehe des am 23. August verschiedenes Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha kinderlos geblieben ist, so hat nunmehr als nächstberechtigter Thronfolger sein Neffe Alfred Ernst Albert, Prinz von Großbritannien, Herzog zu Sachsen und seit 1866 Herzog von Edinburg und Graf von Ulster und von Kent, die Regierung der Herzogthümer angetreten. Herzog Alfred, dessen Porträt wir unseren Lesern auf S. 345 vorführen, ist als der zweite Sohn des Prinz-Gemahls Albert von Sachsen-Koburg und Gotha und der Königin Viktoria von England am 6. August 1844 in Windsor geboren, machte als Kadett mehrere Seereisen auf Kriegsschiffen und fuhr 1867 als Kommandant der „Galatea" nach Australien, Indien und Ostasien. Der Herzog bekleidet in der englischen Marine den Rang eines Admirals und gehört dem preußischen Heere als General der Infanterie an. Er vermählte sich am 23. Januar 1874 mit der Großfürstin Maria von Rußland (geb. 17. Oktober 1853), der Schwester des Kaisers Alexander III. Dieser Ehe entsprossen fünf Kinder: der jetzige Erbprinz Alfred, geb. 15. Oktober 1874 und die Prinzessinnen Maria, geb. 29. Oktober 1875; Viktoria, geb. 25. November 1876; Alexandra, geb. 1. September 1878, und Beatrice, geb. 20. April 1884.

Der Witwenvogel.

(Mit Abbildung.)

Die zur Familie der Webervögel gehörenden Wida- oder Witwenvögel (siehe unsere nebenstehende Abbildung) sind von mittlerer Größe und in Afrika heimisch. Während der Brutzeit wachsen dem Männchen vier Schwanzfedern von außergewöhnlicher Länge, nach denen man auch die verschiedenen Arten unterscheidet, als Hahnschweifwitwen, Paradieswitwen u. s. w. Im Sitzen lassen sie diese langen Federn einfach herabhängen, im Gehen aber müssen sie sie hochtragen und stelzen den Schwanz dann etwas; auch beim Fliegen sind sie ihnen hinderlich. Uebrigens währt die Herrlichkeit kaum vier Monate, dann sind die schönen Schwanzfedern abgenutzt, und das Männchen, das bisher mit dem nicht mit einen so beschwerlichen Anhängsel ausgestatteten Weibchen zusammengelebt hat, schlägt sich nun mit seinesgleichen zu starken Flügen zusammen.



Witwenvögel.

Istrianische Kohlenhändler im Borasturme.

(Mit Bild auf Seite 349.)

Das Karstgebirge und den sogenannten Tschitschenboden auf der istrianischen Halbinsel bewohnt ein in der Kultur weit zurückgebliebener slavischer Volksstamm, die Tschitschen, deren einzige Industrie das Brennen von Holzkohlen bildet. Um diese auf den Markt in den Küstenstädten zu bringen, müssen sie weite Wanderungen über den Karst unternehmen, wobei sie oft für den kümmerlichen Lohn, der ihnen durch den Verkauf der Kohlen winkt, ihr Leben auf's Spiel setzen. Denn die oft plötzlich hereinbrechenden furchtbaren Borastürme schleudern nicht selten die armen Händler oder ihre Thiere, welche die Kohlensäcke tragen, in den Abgrund. Selbst wenn aber dieser äußerste Fall auch nicht eintritt, sind doch die Beschwerden einer solchen Reise, besonders in der rauhen Jahreszeit, noch immer so groß, daß minder abgehärtete Naturen sie nicht ertragen könnten. Unser Bild auf S. 349 zeigt uns solche istrianische Kohlenhändler, die auf der Wanderung von einem mit Schneetreiben dahergehenden Borasturme überfallen werden.

Der Oberamtmann von Krautheim.

Episode aus dem dreißigjährigen Kriege.

Von J. G. Weiß.

„Auf daß es meinen Kindern und Kindeskindern nicht möge ermangeln an Kenntniß dessen, was ich erlitten hab' in den letztverwichenen Kriegsläuften, will ich Alles mit Fleiß hier aufschreiben, wie von Stücken zu Stücken hernach folgt."

So schrieb am Ende des dreißigjährigen Krieges Herr Erhard v. Merkenberg, vormals kurmainzischer Oberamtmann zu Krautheim, in seine Familienchronik, der die nachstehende einfache Geschichte entstammt.

Im September 1631 erhielten die kurmainzischen Oberamtleute Auftrag, auf einen schwedischen Abgesandten zu fahnden, der wichtige Botschaft an den Markgrafen von Baden tragen sollte und wohl in irgend einer Verkleidung das mainzische Gebiet passiren würde. Ueber seine Person wußte das Befehlschreiben genau Bescheid. Er hieß Rudolf Molsdorf, gehörte einer Ansbacher Patrizierfamilie an und hatte eine gelehrte Bildung genossen. Er war aber seinen Lehrmeistern davongelaufen und erst in pfälzische, dann in schwedische Kriegsdienste eingetreten. Durch einen Zufall hatte er die Aufmerksamkeit des Königs auf seine diplomatischen Fähigkeiten gezogen und war seitdem vielfach zu wichtigen Sendungen verwendet worden.

Herr Erhard v. Merkenberg, derzeit Oberamtmann zu Krautheim, hätte gern den Fang gemacht.

Verschiedene falsche Molsdorfs hatte er schon eingesperrt, aber nun glaubte er den Richtigen zu haben. In einer Schänke waren zwei verdächtige Gesellen verhaftet worden, aus deren abgelegtem Gepäck ersichtlich war, daß der Eine ein kaiserlicher Soldat, Namens Hans Walz, sein müsse, der Andere aber höchst wahrscheinlich Molsdorf.

Nun behauptete aber Jeder von Beiden, er sei der Eigenthümer des Gepäckes mit dem Urlaubspaß des Hans Walz. Jeder wollte Hans Walz sein und schimpfte, daß der Andere ihm seinen ehrlichen Namen abstreiten wollte. Beide sahen aus, redeten und betrugen sich wie gemeine Soldaten. Welcher war nun Molsdorf?

Der Oberamtmann wollte schon dahinter kommen.

Er mußte am nächsten Tag über Land reiten. Inzwischen steckte er die Beiden in Einzelhaft in zwei vergitterte Kellerzellen unter seiner Wohnung und befahl, ihnen Speise und Trank vorzuenthalten.

So geschah es. Der folgende Tag war heiß und der eine der Eingesperrten, der sich am Vorabend im Trunke übernommen hatte, tobte vor Durst in seiner Zelle. Aber auch der Andere war gegen Abend dem Verschmachten nahe. Er kletterte zu der kleinen Lichtöffnung empor und hatte die Freude, draußen ein junges Mädchen im Garten zu sehen, das er um einen Trunk Wassers anrief.

Das Mädchen erschrak und wollte fliehen. Er aber rief: „Schreckt Euch ein armer Gefangener?"

Die Angerufene hielt inne, und da er seine Bitte wiederholte, gab sie die Antwort: „Der Vater hat's verboten."

„So seid Ihr ebenso grausam, wie Euer Vater!"

„Grausamkeit gegen Verbrecher ist manchmal Pflicht!"

„Ich bin aber kein Verbrecher!"

„Jedenfalls seid Ihr der Gesuchte, von dem der Vater gestern gesprochen. An Eurer Art zu reden merk' ich's, daß Ihr kein gemeiner Soldat seid!"

Molsdorf — denn er war es wirklich — biß sich auf die Lippen. Sein Begehren nach Wasser hatte ihn alle Vorsicht vergessen lassen. Er hatte sich verrathen.

Doch der Muth wuchs ihm wieder, da er des Mädchens mitleidig blickende Augen sah. Und was diese zu sagen schienen, bestätigte nun auch der Mund.

„Ihr hattet Recht! Ich war grausam. Ich darf Euch den Trunk nicht verweigern. Ich gehe, ihn zu holen."

Schon war die schlanke Gestalt hinter den Bäumen verschwunden. Aber in einer Minute war sie zurück. Molsdorf leerte den großen Humpen Wasser mit einem Zug. Dann erst erstattete er seinen Dank und erbat sich den Namen seiner Wohlthäterin.

„Anna Klara v. Merkenberg heiß ich."



Istrianische Kohlenhändler im Borasturme. (S. 348)

„Nun wohl, Fräulein v. Merkenberg! Ihr habt es jetzt in der Hand, mich zu verderben. Verrathet mich! Aber meine Geheimnisse entlockt mir Niemand. Eher will ich sterben. Schaut her — man hat mich schlecht durchsucht!"

Er wies ihr einen kleinen Dolch.

„Wer sagt Euch," fragte sie schaudernd, „daß ich Euch dem Vater verrathen werde?"

„Was sollte Euch daran hindern?"

Anna Klara erröthete. „Es würde mir leid thun um Euch!" sagte sie.

So spann das Gespräch sich weiter. . . . .

Wie es aber kam, daß Molsdorf zwei Stunden später, da er sich eben auf seine schlechte Pritsche strecken wollte, einen schweren Gegenstand zum Fensterchen hereinfallen hörte, der sich dann als ein Stemmeisen erwies, das steht in den Aufzeichnungen v. Merkenberg's nicht zu lesen. Denn die Tochter hat es dem Vater niemals verrathen.

Als der Oberamtmann zurückkam, fand er den einen Vogel ausgeflogen, und seine Wuth kannte keine Grenzen, besonders als er erkennen mußte, daß der Zurückgebliebene wirklich Hans Walz, der Soldat sei.

Man fing den Entflohenen nicht wieder. Dennoch sollte Herr Erhard v. Merkenberg ihn bald wiedersehen. Zu seinem größten Entsetzen wurde er nämlich — vielleicht zur Belohnung für seine ausgezeichnete Schlauheit in der Molsdorf'schen Sache — dem Tilly'schen Heere als kurmainzischer Bevollmächtigter beigegeben. Als Vater einer großen Familie durfte er es nicht wagen, den Auftrag abzulehnen und dadurch den Zorn seines Landesherrn und vielleicht seine Amtsentlassung herbeizuführen. So zog er denn mit saurer Miene, und eine unbeschreibliche Menge von Gepäck mitführend, in's Tilly'sche Lager. Sein Gepäck aber sollte ihm nicht zum Vortheil gereichen. Diesem zu Liebe trieb er sich nämlich meist beim Troß herum, und als derselbe einmal unerwartet von den Schweden überfallen wurde, gerieth Herr Erhard in Gefangenschaft.

Da war es nun sein Glück, daß Molsdorf, der wieder beim Schwedenkönig weilte, ihn bemerkte und sich freundlich seiner annahm; ja sogar schließlich seine Freilassung ohne Lösegeld erwirkte. Herr Erhard erkannte seinen einstigen Gefangenen wohl wieder, aber er wunderte sich über dessen Güte nicht im Geringsten, sondern nahm sie als selbstverständliche Sühne für die üble Suppe, die ihm Molsdorf durch seine Flucht eingebrockt hatte.

Er war deshalb ganz erstaunt, als dieser zum Abschied sagte: „Ihr werdet gestehen, daß ich Anspruch auf Euren Dank habe."

Er mußte jetzt erkennen, daß Molsdorf, mit Recht oder Unrecht, etwas von ihm erwarte, und so fragte er verdrießlich: „Was wollt Ihr von mir — Geld hab' ich nicht?"

„Will auch keines, Herr! Hab' aber zu Krautheim Eure Tochter im Garten lustwandeln gesehen und es kann sein, daß ich einst komme, um ihre Hand zu bitten. Dann sollt Ihr Euch erinnern, daß Ihr mir Wohlwollen schuldet. Versprecht Ihr das?"

Herr Erhard war starr vor Staunen.

„Was?" rief er. „Meine Tochter? — Der Kukuk hol' mich, wenn ich Euch etwas verspreche! Nichts wird daraus! Lieber behaltet mich hier!" Dabei beharrte er trotz Bitten und Drohungen.

Aber Molsdorf ließ ihn seines Weges ziehen, zum Beweise, wie ehrlich er es meine, und in der Hoffnung auf die Bundesgenossenschaft Anna Klara's selbst, an deren Liebe er ja nicht zweifeln konnte.

Mit der Funktion des Oberamtmannes beim Tilly'schen Heere war es vorbei, da dieses inzwischen die kurmainzischen Lande geräumt hatte. So begab er sich auf sein Amt zurück. Aber zu Krautheim ging es in dieser Zeit infolge vielfacher feindlicher Heimsuchung so drunter und drüber, daß er, nachdem fast seine ganze Habe von den Soldaten weggeschleppt war, sich entschloß, mit den Seinen zu flüchten und zwar nach Regensburg, in dessen Nähe er ein kleines Gütlein besaß.

In dieser Zeit lag ein Theil des schwedischen Heeres in den Dörfern um Ansbach, und Molsdorf, der mit dabei war, benutzte gerne die Gelegenheit, einmal einen Ritt durch Feld und Wald zu machen und die Stellen aufzusuchen, wo er sein Kinderspiel getrieben hatte. Da kam er auch an die Hütte eines alten Köhlers, der ihn einst vor dem Ertrinken bewahrt hatte und zu dem er nachmals oft in den Wald gelaufen war.

Der Alte war nicht mehr da und die Hütte stand offen und war halb zerfallen. Sie konnte nur noch eben nothdürftigen Schutz gegen Unwetter bieten.

Nachdenklich ritt Molsdorf zurück. Da er eben von einem Seitenweg in die Landstraße einbiegen wollte, sah er einen seltsamen Zug, der sich auf dieser bewegte und zum Theil schon vorüber war. Voran ritten drei Jammergestalten von Knechten auf schlechten Pferden. Dann kam eine ungefüge Kutsche, die mit Frauen und Kindern vollgepfropft schien, und in ziemlicher Entfernung als Nachhut ein beleibter alter Herr und ein schlankes, junges Mädchen zu Pferde.

Letztere erreichten die Einmündestelle des Seitenweges zugleich mit Molsdorf, der erstaunt ausrief: „Seid mir gegrüßt, Herr Erhard v. Merkenberg und mein gnädiges Fräulein! — Wohin reiset Ihr!"

Der alte Herr riß sein Pferd herum und rief unwirsch: „Führt Euch der Satan schon wieder in unseren Weg?" Aber die Tochter erwiederte Molsdorf's Gruß mit Freundlichkeit und gab ihm auch zum Aerger des Vaters gleich Antwort auf seine Frage.

„Wir reisen nach Regensburg, sind aber des Weges nicht ganz sicher!"

„Die Straße ist richtig," sagte Molsdorf, „aber sie geht durch einen Wald, in dem mancherlei Gesindel haust. Wenn Ihr's gestattet, führe ich Euch einen besseren Weg!"

„Nichts da! Ich laß mich in keine Falle locken," polterte Herr Erhard. „Vorwärts, Kind! Der Wagen ist schon weit voraus. Wir bleiben auf unserer Straße."

Anna Klara mußte sich natürlich fügen.

„Auf Wiedersehen, wenn wir Regensburg einnehmen!" rief Molsdorf ihnen nach.

„Soll Euch wenig nutzen!" gab Herr Erhard zurück.

Molsdorf schaute den Davonreitenden nach, bis sie im Walde verschwanden. Dann kam ihm der Gedanke, ihnen langsam zu folgen, um über ihre Sicherheit zu wachen. So ritt auch er dem Walde zu. . . . . .

Während dieser Vorgänge lagen etwa eine Viertelstunde innerhalb des Waldes zwei zerlumpte Gesellen im Straßengraben.

„Jörgel, horch! Ein Wagen!" flüsterte der Eine.

„Ja, ein Wagen — und vier bis sechs Gäul — und drei Mann mit Feuerwaffen!" gab der Andere, auf die Straße spähend, zurück. „Die Nuß ist zu hart für uns. Ja — wenn der Michel und der Peter jetzt gerad' zurückkämen!"

So passirte der Wagen unbehelligt. Einige Augenblicke später aber glaubten die Schelme, ihre beiden Genossen durch das Gebüsch herannahen zu hören. Das gab ihnen Muth, und da eben Herr Erhard und seine Tochter in Sicht kamen, stieß Jörgel seinem Genossen in die Rippen und raunte:

„Da gibt's doch noch was! Die Gäul' sind der Mühe werth! 'runter mit dem Alten und dem Mädel; aufgesessen und fort! Von den Kerlen beim Wagen kommt uns Keiner nach!"

Waffen hatten sie nicht, außer Knütteln. So mußten sie mit den Händen zugreifen. Aber so unerwartet erschienen sie vor den Reitenden, daß ihnen der kühne Anschlag fast gelungen wäre. Nur eben im Augenblick der höchsten Noth gelang es Herrn Erhard noch, ein ungefüges Pistol hervorzuziehen und Jörgel vor den Kopf zu schießen. Nun wollte der andere Schelm fliehen, wurde aber von dem alten Herrn überritten und blieb gleichfalls liegen.

So weit war Alles gut und Herr Erhard wunderte sich selbst über den Heldenmuth, den er entwickelt hatte. Aber bei seinem Schusse hatte das Pferd Anna Klara's gescheut, hatte die Reiterin abgeworfen und war davon gestürmt. Nun war guter Rath theuer. Das Mädchen war nicht schwer verletzt, vermochte aber doch vorerst nicht zu stehen. Die Tochter zu sich auf's Pferd nehmen konnte Herr Erhard auch nicht. Es hatte am eigenen Gewichte genug zu tragen.

So ließ er sie liegen und ritt vor, um seine Knechte zu Hilfe zu holen.

Doch was war das? Als er zum Wagen kam, fand er seine Gattin und die Kinder in der höchsten Verzweiflung. Beim Knall des Schusses hatten die drei Knechte Reißaus genommen und der Kutscher hatte eines der Wagenpferde abgeschnitten und war ihnen gefolgt, die Insassen des Wagens ihrem Schicksal überlassend.

Was thun? Herr Erhard überlegte lange. Aber da drang von der Kampfstätte, wo Anna Klara noch immer lag, ein seltsames Geräusch her und dann — leise aber unverkennbar — ein Hilferuf des Mädchens. Eiligst ritt der alte Herr wieder zurück.

Aber er kam zu spät zur Stelle. Anna Klara war verschwunden und statt ihrer lag neben den zwei Kerlen noch ein Dritter in seinem Blute.

Was war da geschehen?

Molsdorf war den Reisenden gerade zu rechter Zeit gefolgt, um Anna Klara aus einer zweiten Gefahr zu erretten. Denn als er zur Stelle kam, war Herr Erhard bereits außer Sicht, aber es waren soeben die zwei Genossen der getödteten Strolche erschienen und machten Miene, das Mädchen fortzuschleppen. Es gab nur ein kurzes Handgemenge, wobei der eine Strauchdieb niedergestochen wurde, während der andere sein Schicksal vielleicht getheilt hätte, wenn er nach dem Falle des Genossen nicht schleunigst davongelaufen wäre.

Anna Klara reichte ihrem Retter dankbar die Hand, klärte ihn durch wenige Worte über das Vorgefallene auf und beruhigte ihn auf sein Befragen über ihr Befinden. Er hob die schlanke Gestalt vom Boden auf, als wäre es ein Kind, und bestieg mit ihr sein Pferd, um sie zu den Ihrigen zu bringen.

Da schoß ihm ein kühner Gedanke durch den Kopf. Daß sie seine Liebe erwiedere, konnte er ja nicht bezweifeln, da sie ihm sonst wohl nicht damals in Krautheim zur Flucht verholfen hätte. Auf gutwilliges Nachgeben ihres Vaters konnte er aber nicht rechnen. War es nun ein Verbrechen, wenn er sie entführte, und erst dann wieder mit ihr Herrn Erhard unter die Augen trat, wenn sie durch Priesterspruch unwiderruflich die Seine geworden?

Rasch warf er sein Pferd herum und ritt seitwärts in den Wald. Sein erstes Ziel war die Köhlerhütte, die sich so auf abgekürztem Wege erreichen ließ. Das Weitere würde sich dann finden.

Entsetzt bemerkte Anna Klara die Veränderung der Richtung und stieß einen Hilferuf aus.

„Still, Geliebte! — Vertrauen!“ raunte Molsdorf ihr zu, während er seinem Pferde die Sporen gab.

Sie schwieg, ohne recht zu wissen, warum. Wie konnte sie Vertrauen hegen zu dem Manne, der mit ihr davonjagte, ohne ihr zu sagen, weshalb und wohin?

Und dennoch! Wie er sie so fest und doch zugleich so schonend im Arme hielt, da kam ein gewisses Gefühl der Sicherheit über sie.

Sie kamen zur Köhlerhütte.

„Vorerst sind wir am Ziel!“ sagte er. „Nur wenige Worte will ich hier ungestört mit Euch reden; dann zurück zu den Euren — wenn Ihr wollt.“

Ihr Trotz regte sich. „Ich will! Und das sogleich! Wir haben hier nichts miteinander zu reden.“

Aber er ließ sich nicht irre machen. Bald saß sie an seiner Seite in der Hütte, während draußen das Pferd an einen Baum gebunden war.

Er faßte ihre beiden Hände. „Um Verzeihung werd' ich Euch später bitten,“ sagte er. „Jetzt ist die Zeit zu kostbar. Also hört. Daß ich Euch liebe, das wißt Ihr. Daß Ihr mich wieder liebt, ist meine seligste Vermuthung. Aber ich möcht's von Eurem Munde hören.“

„Ich hasse Euch!“

„Gleichviel! Das thut Ihr im Augenblick mit Recht. Doch das geht vorüber, wenn Ihr mich nur zugleich liebt. Ist's so?“

Sie schwieg.

Da er sich aber nun die Antwort selbst gab und sie in seine Arme zog, ließ sie's geschehen. Doch dann brach sie in Thränen aus und bat ihn flehentlich, sie zu ihren Eltern zurückzubringen. Die würden ja sicher dem Retter ihrer Tochter deren Hand nicht versagen.

„Ich bin dessen nicht gar so sicher,“ sagte er, „im Gegentheil! Doch Dein Wille soll geschehen, wenn Du nicht besser findest, was ich Dir vorzuschlagen habe.“

Er enthüllte ihr seinen Plan.

„Ein Priester,“ meinte er schließlich, „wird nicht schwer zu finden sein. In diesen Zeitläuften stellt Keiner lang unnütze Fragen, wenn ein Paar vor ihm erscheint und seinen Segen erbittet.“

Aber Anna Klara wollte nichts davon hören. Sie hoffte fest auf des Vaters Einwilligung.

„Mich dünkt,“ sagte Molsdorf, „ich kenne seinen Eigensinn besser, als Du. Habe mich nicht umsonst so viel mit ihm befaßt, da er in unserer Gefangenschaft war.“

Soviel aber Molsdorf drängen und bitten mochte, das Mädchen blieb fest, und er hatte keine andere Wahl, als das gegebene Wort einzulösen und auf seinen Plan zu verzichten.

Als die Beiden auf einem kurzen Seitenwege in dem Dorfe anlangten, das die Merkenberg'sche Familie zunächst passiren sollte, war es schon dunkel. Der Wagen war noch nicht eingetroffen, wohl aber die drei Knechte und der Kutscher, die von einem gräulichen Raubanfall erzählten, dem sie entronnen seien, während ihre Herrschaft wohl ermordet sein werde.

Anna Klara war in furchtbarer Angst. Molsberg aber warf sich, nachdem er die Knechte genau ausgefragt hatte und so ziemlich der Wahrheit nahe gekommen war, auf sein Pferd und ritt der Kutsche entgegen. Die war inzwischen noch nicht viel weiter gekommen, obwohl Herr Erhard sein eigenes Pferd mittelst glücklicherweise vorhandener Stricke so gut als möglich angeschirrt hatte und als Fuhrmann geduldig nebenher keuchte.

Mit Molsdorf's Hilfe wurde die Sache etwas besser zurecht gebracht und Herr Erhard erhielt des jungen Mannes Pferd, während Letzterer nun den Fuhrmann machte.

Nach Verlauf einer Stunde saß endlich Alles in der Dorfschänke beisammen.

Sobald die Lebensgeister des alten Herrn durch einen Imbiß aufgefrischt waren, säumte Molsdorf nicht, seine Werbung vorzubringen. Aber was er vorausgesehen hatte, das geschah. Unter Fluchen und Schelten wurde er abgewiesen.

Noch einen Augenblick gewährte ihm der Zufall, die Geliebte, die sich nun völlig erholt hatte, in einem Nebenzimmer allein zu sprechen. Er schlug ihr abermalige Entführung für die kommende Nacht vor, und diesmal, da sie die Ihren in Sicherheit wußte, war sie nicht abgeneigt, ihm zu folgen.

„Die Schweden stehen kaum eine halbe Stunde von hier,“ sagte er, „und sobald wir ihre Vorposten passirt haben, sind wir in Sicherheit.“

So wurde denn hastig alles Nöthige vereinbart.

Herr Erhard v. Merkenberg hatte aber an der Thüre gelauscht und der Zufall sandte ihm eben eine unerwartete Hilfe, indem drei Quartiermacher eines kaiserlichen Reiterregiments in die Gaststube traten.

Mit diesen verhandelte er einige Augenblicke im Flüsterton, dann riß er die Thür zum Nebenzimmer auf und rief: „Da steht er! Packt ihn! Der Fang lohnt sich!“

Der Ueberraschte brauchte nicht lange Zeit zur Ueberlegung. Rasch erhaschte er noch einen Kuß von der Geliebten und schon im nächsten Augenblick stand er auf der Fensterbrüstung.

„Ihr habt mich noch nicht!“ rief er. „Leb' wohl, mein Lieb! Mein wirst Du dennoch! Auf Wiedersehen in Regensburg!“

Ehe die Kaiserlichen aus dem Hause hinauskamen, saß er schon auf seinem Pferde und ritt aus dem Hofe. — — — —

Zu Regensburg erging es dem Herrn Erhard v. Merkenberg wider alles Verhoffen ganz übel.

Daß der Mann, dem er die ganze Ernte seines Gütleins verhandelt hatte, ihn um den Kaufpreis betrog, der ihm doch für den Winter den ganzen Lebensunterhalt gewähren sollte, das war noch das Geringste.

Selbst die Neutralität, die Herr Erhard jetzt bewahren wollte, gerieth ihm zum Schaden. Denn die Kaiserlichen behandelten ihn schlecht für seine Lauheit. Und als dann Bernhard von Sachsen-Weimar die Stadt einnahm, da setzte er ihn sogar gefangen, indem er einen vormaligen kurmainzischen Beamten schon vorweg als einen höchst verdächtigen Menschen ansah.

Aber selbst diese Leiden und Enttäuschungen wogen leicht gegen das Unglück, das dem Vielgeprüften in seiner Familie widerfuhr.

Wie die meisten Städte, so war auch Regensburg fast stetig von Seuchen heimgesucht, und der arme Oberamtmann mußte innerhalb weniger Tage seine Kinder sterben sehen. Nur Anna Klara und der jüngste Sohn blieben verschont; dauernd, wie es schien, da ein halbes Jahr verging, ohne daß ein weiterer Krankheitsfall in der Familie eintrat.

Da wurde eines Tages Anna Klara von dem Uebel befallen und auch ihr Bruder klagte über ein Unwohlsein, das Schlimmes befürchten ließ.

Verzweifelt stürmte der unglückliche Vater aus dem Hause, um einen Arzt zu holen, aber das war nicht so leicht! Die Aerzte gingen nicht gern zu Kranken, die an der Seuche litten. Drei waren wirklich oder angeblich nicht zu Hause. Beim vierten ließ sich die Haushälterin erst Herrn Erhard's Begehren sagen und dann wollte sie ihn mit der Erklärung abfertigen, ihr Herr sei eben beschäftigt, einem Fremden, der auf der Herreise nach Regensburg von kaiserlichen Soldaten angefallen worden, eine Stichwunde in der Hüfte zu verbinden.

Nun wollte Herr Erhard sich den Eingang mit Gewalt erzwingen, und der Lärm, den er machte, hatte wenigstens den Erfolg, daß der Arzt auf der Schwelle erschien und fragte, was los sei.

Noch einmal trug Herr Erhard sein Begehren vor, doch der Arzt sagte schroff: „Ihr seht ja, ich habe Wichtigeres zu thun.“

„Aber später?“

„Für später hab' ich ein Brettspiel mit einem guten Freunde verabredet. Geht zu einem Anderen!“

Er wollte Herrn Erhard die Thüre vor der Nase zuschlagen. Doch dieser drang ihm nach und sah sich im Zimmer plötzlich dem Fremden gegenüber, dessen Wunde eben verbunden worden war. Dieser hatte die ganze Verhandlung gehört und auch Herrn Erhard's Stimme erkannt. Denn er war kein Anderer, als Molsdorf.

„Kommt!“ sagte er zu dem sprachlos erstaunten alten Herrn, „laßt uns nicht säumen! Ich hab' in diesen Kriegszeiten viel von der Seuche und ihrer Behandlung gesehen. Vielleicht kann ich mehr helfen, als der alte Quacksalber da. Gebt mir Euren Arm. Ihr seht, ich bin selbst ein kranker Mann; sie haben mich in die Hüfte getroffen.“

Er hinkte mit dem alten Herrn nach Hause und hatte die Freude zu sehen, daß es noch nicht zu spät war. Seine einfachen Mittel retteten sowohl die Geliebte, als deren Bruder.

Nun war soweit Alles gut. Nur behauptete Herr Erhard auch jetzt noch, er werde niemals in die Verbindung Anna Klara's mit Molsdorf willigen.

Aber jetzt machten die Beiden kurzen Prozeß. Sie traten vor ihn hin, und der junge Mann erklärte halb lachend: „Mit Verlaub, Herr Erhard v. Merkenberg; Ihr seid noch in Feindesgewalt. Herzog Bernhard ist noch nicht ganz überzeugt, daß Ihr unverdächtig seid, und ein Wink von mir —“

„Wie? Ihr wolltet —“

Molsdorf lachte. „Schon einmal ließ ich Euch ziehen, hoffend, Ihr würdet ein Einsehen haben und Euch erkenntlich zeigen. Ihr thatet's nicht. Jetzt bin ich vorsichtiger.“

„Na, zum Henker! Wenn ich gezwungen werde, so muß ich mich freilich fügen!“ — —

Er fand nachmals keinen Anlaß, es zu bereuen, daß er sich hatte zwingen lassen. Denn ein besserer Gatte als Rudolf Molsdorf hätte dem Mädchen nicht bescheert werden können.

Nach der Hochzeit des jungen Paares verlegte der alte Herr seinen Wohnsitz nach Kelheim, wo es ihm nach all' der Trübsal endlich besser ging. Seine Aufzeichnungen schließen:

„Also bin ich nach Kelheim kommen, wo eine bessere Zeit für mich angehoben. Und es ist mein andächtige und fleißige Bitt' zu dem allmächtigen Gott, daß er solche Prüfung mit Elend und Noth, wie obvermeldete in den letztverwichenen Kriegsläuften mir auferlegte, niemalen wieder schicke und nit mich allein, sondern auch meine Kinder und Kindeskinder mit solchen Kriegsnöthen gnädiglich verschonen möge.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Kinder auf dem Blutgerüste. — Nichts kennzeichnet wohl die Schrecken der französischen Revolution ergreifender, als der Umstand, daß sogar unschuldige Kinder der Mordlust zum Opfer fielen. Folgende zwei Beispiele sind verbürgt.

Der sogenannte Eiskeller zu Avignon, ein grubenartiges Gewölbe im dortigen Schlosse, diente als wahrer Mordkeller, wo die verurtheilten Opfer niedergestochen oder mit Säbeln niedergehauen und dann blutend und oft noch lebend in die Eisgrube gestürzt wurden. Ein Verurtheilter, der durch einen dieser Mordgesellen gerettet wurde, mußte als solcher verkleidet in dem Gewölbe Theil an ihrem Gelage nehmen. Während der Branntweinkrug herumging, prahlten sie mit ihren Thaten, sonderlich erzählten sie mit Wohlgefallen die „Hinrichtung" des Töchterchens eines reichen Buchdruckers. Sie war erst zehn Jahre alt und hatte Mittel gefunden, sich in's Schloß zu schleichen, als man ihre Mutter hineinschleppte. Das Kind schrie und weinte im Hof. Jourdan, ein ehemaliger Eselstreiber, dann General des Revolutionsheeres, erkundigte sich, woher das Schreien komme, und als man es ihm sagte, befahl er, das Kind fortzujagen. Den andern Morgen kam die Kleine wieder, fing ihr Schreien von Neuem an und verlangte durchaus zu seiner Mutter gebracht zu werden. Da rief ein Ungeheuer in Menschengestalt: „Ich will ihr den Willen thun!" Mit diesen Worten ergriff er das arme Kind bei den Haaren und schleuderte es lebendig in die tiefe Eisgrube auf seine Mutter hinab, die von Bajonnetstichen durchbohrt in ihrem Blute schwamm und mit den Schrecknissen eines entsetzlichen Todes kämpfte. Als der Eiskeller endlich geräumt wurde, fand man 70 männliche, 32 weibliche Leichen und — 8 Leichen kleiner Kinder!

In Nantes, wo Carrier wüthete, war die Frau eines Chouans (Anhänger des Königthums) mit ihrem sechsjährigen Söhnchen zur Guillotine verdammt. Die Mutter hörte ihr erwartetes Todesurtheil mit Gelassenheit an; aber die Bestimmung ihres Sohnes zu derselben Strafe kam ihr unerwartet. Sie warf sich vor Carrier auf die Kniee und bat um das Leben ihres unschuldigen Kindes. Vergeblich! Man sagte ihr, es sei einmal festgesetzt, alle Chouans bis auf den letzten Sprößling auszurotten. Das Kind verstand von Allem kein Wort. Es sah nur die Thränen seiner Mutter; das war hinreichend, auch die seinigen hervorzurufen. Man brachte Beide nebst den Uebrigen, die am folgenden Tage hingerichtet werden sollten, in's Gefängniß zurück. Alle Gefangenen, selbst der Kerkermeister, suchten die trostlose Mutter dadurch zu beruhigen, daß das über das Kind ausgesprochene Todesurtheil sicherlich nichts als eine bloße Drohung sei, weil man bis jetzt noch kein Beispiel habe, daß ein Kind hingerichtet worden sei. Die Mutter beruhigte sich endlich. Der Verlust ihres eigenen Lebens kümmerte sie nicht, besonders da eine ihrer Bekannten versprach, das Kind zu sich zu nehmen und für seine Erziehung zu sorgen.

Am anderen Morgen kamen die Karren, welche die Opfer zur Schlachtbank führen sollten. Man war äußerst verwundert, daß auf besonderen Befehl des Revolutionstribunals das Kind auf den Karren gesetzt werden mußte. Das Kind freute sich über die Fahrt. Als der Zug auf den Richtplatz ankam, schrie Carrier, man solle mit dem Kinde den Anfang machen. Die Mutter bat flehentlich, ihr wenigstens die einzige Gnade zu erweisen und sie zuerst sterben zu lassen. Allein Carrier wiederholte seinen Befehl. Man brachte das Kind auf die Guillotine. Mit kindischer Unerfahrenheit starrte es die ihm neuen Gegenstände an. Es ging auf den Scharfrichter zu, ergriff seine Hand und sagte in seiner Unschuld zu ihm: „Nicht wahr, Du wirst mir nichts Böses thun?" Das war mehr, als der an Menschenmord gewöhnte Scharfrichter ertragen konnte. Er erblaßte und hatte kaum noch so viel Kraft, die Schnur, welche das Beil fallen läßt, zu ziehen. Das arme Kind war schlecht untergeschoben. Das Beil fiel ihm auf die Schulter und zerschlug ihm die Brust; doch war es sofort todt. Den Scharfrichter aber mußte man halb ohnmächtig wegführen, und da nicht gleich ein anderer zu haben war, so wurde, zu noch größerer Qual der verzweifelnden Mutter, ihre Hinrichtung bis auf den folgenden Tag verschoben. [C. T.]

Humoristisches: Die gefällige Eierfrau.







Die unhöfliche Statue. — Als im Jahre 1845 in Bonn das Denkmal Beethoven's feierlich enthüllt wurde, erschienen auch Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Viktoria von England, welche damals gerade in Deutschland weilte, in der Stadt, um den Festlichkeiten beizuwohnen. Das Komité, durch den unerwarteten hohen Besuch in Verlegenheit gerathen, wußte den hohen Herrschaften keinen anderen Platz anzuweisen, als das gräflich Fürstenbergische Haus, von dessen Fenstern aus sie zwar einen hübschen Ueberblick über den Festplatz genossen, aber das Denkmal nur von der Rückseite hatten. Als nach Beendigung der schwungvollen Weiherede die Hülle von dem Denkmal fiel, lachte der König laut auf und rief heiter, dabei auf das Denkmal deutend: „Hm, sehr artig ist der nicht, der kehrt uns ja den Rücken zu!" Die anwesenden Komitémitglieder stammelten in der Verlegenheit eine stattliche Zahl von Entschuldigungen, aber Alexander v. Humboldt, welcher sich im Gefolge des Königs befand, trat an diesen heran und sagte: „Majestät, das darf Sie nicht wundern, Beethoven war sein Lebenlang ein grober Kerl!" [—dn—]

Stolzer Bürgersinn. — Woltermann, unter Friedrich Wilhelm III. Präsident des Kammergerichts zu Berlin, der mit dem Titel Excellenz in den Adelstand versetzt werden sollte, schlug den Adel mit den Worten aus: „Mein Vater hieß nicht von Woltermann, sondern Woltermann schlechtweg. Ich bin zu stolz auf diesen Namen, als daß ich ihn verändert wünschen könnte." Als dem König diese Ablehnung vorgetragen wurde, sagte dieser in der ihm eigenthümlichen lakonischen Form: „Braver Mann das! Woltermann bleiben und doch Excellenz werden." —

Aehnlich sagte Karstens Niebuhr, der berühmte Reisende: „Meine Vorfahren sind mir gut genug, ich will daher nicht geadelt werden!" Und sein Sohn, der berühmte Historiker Berthold Georg Niebuhr, schrieb dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg: „Ich bin stolz darauf, daß ich aus dem Bauernstande der Friesen hervorgegangen bin, die schon zu Tacitus' Zeiten edelste Edelleute genannt wurden." [E. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 43:
Nicht Vielen, nur den Besten wolle gefallen.

Vorsilben-Räthsel.

Gesellt es sich dem Frieden zu,
Wohl Dir, wenn Du es bist;
Dem Uebelthäter bei der Flucht
Es sehr willkommen ist.
Knüpft's sich an irgend einen Fall,
Kommt's unvorhergeseh'n;
Und fordert's mit der Buße man,
Ist's nimmer angenehm.
Beim Militär denkt der Rekrut:
„Gut ist es doch vor'm Schuß";
Und schließt an es 'ne Sage an,
Ist's bindender Entschluß. [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 45.

Homonym.

Vom Waffenlärm ertöne ich;
Doch suchst Du auf alltäglich mich.

Auflösung folgt in Nr. 45. [Emil Root.]

Auflösungen von Nr. 43: des Buchstaben-Räthsels: Grab, Grad, Graf, Gral, Gram, Gran, Gras, Grat, Grau, Graz; des Ergänzungs-Räthsels: Schlachtbank — Spielbank.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung**,
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.